



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

S., J.: Jeremias Gotthelf und Leopold Schefer.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Jeremias Gotthelf und Leopold Schefer.

Albert Bizius (Jeremias Gotthelf), sein Leben und seine Schriften, dargestellt von Dr. C. Manuel. Mit Jeremias Gotthelfs Porträt in Stahlstich und einem Facsimile. Berlin, Springer, 1857. —

Leopold Schefers ausgewählte Werke. Fünfter Theil. Leopold Schefers Leben und Werke von W. v. Lüdemann. Nebst dem Bildniß Schefers und einem Facsimile seiner Handschrift. Neue Ausgabe. Berlin, Veit und Co. 1857. —

Die beiden Dichter haben auf die Entwicklung der deutschen Literatur einen so bedeutenden Einfluß ausgeübt, und die Persönlichkeit, die uns aus ihren Schriften entgegentritt, hat so viel Anziehendes, daß gewiß ein großer Theil des Publicums den beiden Biographen Dank wissen wird, die uns über die Details ihres innern und äußern Lebens unterrichten, manche Vermuthungen bestätigen, Manches in ein klareres Licht stellen. Wenn uns die Biographie von Bizius bedeutend mehr interessiert, theils weil sie ausführlicher ist, theils weil sie unbefangener zu Werke geht, so verdanken wir auch der andern manche interessante Winke. Herr v. Lüdemann hätte besser gethan, statt der apologetischen Erörterungen, die bei Leopold Schefer wahrlich nicht nöthig sind, uns etwas nähere Details über seine äußern Verhältnisse zu geben.

Einen so entschiedenen Gegensatz dem ersten Anschein nach die beiden Dichter bilden, so finden sich doch verwandte Punkte. Beide lehnen sich an Jean Paul, nicht bloß in Bezug auf die Composition, die alle Regel und Ordnung vermissen läßt, sondern auch in der Art der Empfindung und Schilderung. Wir könnten lange Stellen aus Gotthelf wie aus Schefer ausschreiben, die Jean Paul ebenso gearbeitet haben würde, wenn man auch bei näherem Zusehn bei Gotthelf überall die stärkeren, festeren Striche, bei Schefer ein unbestimmtes Clairobscur herauskennt. In Bezug auf die Charakteristik und die sittliche Haltung sind beide Dichter allerdings die entgegengesetzten Pole, aber Pole, die wir in Jean Paul nebeneinander antreffen. — Wir wenden uns zunächst zu Gotthelf.

Albert Bizius stammt aus einer sehr alten berner Familie, die seit Jahrhunderten wichtige Aemter in der Republik bekleidet hatte. Sein Großvater und Vater waren Prediger. Albert wurde 1797 in Murtlen geboren, sein Vater wurde 1804 zum Pfarrer in Uegensdorf gewählt und siedelte aus dem städtischen Leben Murtens in dieses große Dorf über. Nicht weit von der in breitem Bett der Aar zufließenden Emme, zwischen den beiden Hauptstraßen nach Aarau und nach Solothurn, von Bern etwa fünf Stunden entfernt,

ist dieses Dorf der wahre Typus eines stolzen und gesegneten Bauerdorfes, wie sie in diesem Canton der „freiherrlichen Bauersame“ zu finden sind. Das ganze große Gebiet landabwärts gegen Solothurn und den Aargau zu gleicht einem fruchtbaren Garten. Der Werth des Bodens steigt hier aufs Höchste und die agricole Phystognomie des Bernerlandes entfaltet ihren größten Reichtum. Die Pfarre hatte ein bedeutendes Stück Land zu bewirtschaften, und der Knabe, der früh für die Außenwelt ein offenes Auge zeigte, fing bald an, sich in die landwirthschaftlichen Verhältnisse einzuleben; er legte Hand an, wo er konnte, und wurde mit allem Detail der ländlichen Arbeiten vertraut. Nebenbei las er Schweizergeschichte, Chroniken, auch Romane. Lafontaine hat ihm Thränen entlockt, und seine Phantastie war von Räubergeschichten angefüllt. Auch tummelte er sich wacker mit den Dorfsknaben herum und zeichnete sich in allen ländlichen Spielen aus. In seinem Charakter traten schon damals drei Eigenschaften hervor: neidloses Wohlwollen, starkes Rechtsgefühl und die Neigung zu rücksichtslosem Widerspruch. 1814 trat er in die sogenannte Akademie ein. Nach der damaligen Einrichtung erforderte der theologische Lehrcurs sechs Jahre, von welchen die letzten drei den speciellen theologischen Disciplinen, die drei erstern mehr den propädeutischen Fächern, wie Sprachen, Physik, Mathematik, Philosophie, gewidmet waren. Diese ältere Einrichtung hatte das Eigenthümliche, daß die Universitätszeit und die damit verbundene Freiheit zwei Jahre früher eintraten, etwa nach der Tertia der heutigen Gymnasien. So ernsthaft sich der junge Biziüs den Studien hingab, so blieb er doch in der eigentlichen Philologie zurück, während er für seine Arbeiten in der Mathematik und Physik Lob gewann. Was die philosophischen Studien betrifft, so waren damals die populären Schriftsteller auf den Universitäten die herrschenden. Es ist charakteristisch für Gotthelfs spätere religiöse Entwicklung, daß unter allen Autoren, die er las, am meisten Fries (Julius und Evagoras), Schleiermacher (Reden über die Religion) und Herder (Ideen) auf ihn einwirkten. Schon damals arbeitete er sorgfältig, was ihm aus dieser Lectüre deutlich wurde, in seinen Tagebüchern aus, und es geht daraus hervor, daß er auch in der Religion nur die Bestätigung seines Gewissens und seiner Vernunft suchte. Allein er hatte zugleich den Instinct, daß die Religion das stärkste aller Bande sei, um die menschlichen Verhältnisse zusammenzuhalten und zu einer höhern Cultur zu führen, und daß es leichter sei, die religiösen Begriffe eines Volkes zu untergraben, als sie durch richtigere und fruchtbringendere zu ersetzen. Er verabscheute ebenso die Pietisten und Phariseer, wie die cynischen Verächter des Christenthums, und faßte die Religion vorzugsweise praktisch auf. „Ich fühle,“ sagt er, „daß ich nun einmal zu einem Gelehrten durchaus untüchtig bin, theils durch meine Erziehung, theils durch meine Gaben. Zugleich aber besitze ich zu viel Ehrgeiz, um in einem

Winkel ungekannt zu sterben. Es bleibt mir daher nichts übrig, als so viel Kenntnisse wie möglich zu erwerben, mich nach Vermögen gesellschaftlich zu bilden, damit ich dereinst, nicht in der gelehrten Welt, wol aber in der menschlichen Gesellschaft als ein tüchtiges Glied eingreifen, schaffen und wirken könne." Diese Aufgabe glaubte er am besten im Predigerstande lösen zu können. „Bildung der Menschen in der mir anvertrauten Gemeinde wird meine erste und einzige Pflicht sein. Sollte ich so hoch mich heben können, daß ich in mir Macht genug fühlte, ein veränderliches Publicum auf immer an mich fesseln zu können, so werde ich eine Stelle in der Stadt nicht ausschlagen, besonders wenn die Frömmerei zunehmen sollte, welcher man mit Macht entgegenzuarbeiten hat, wenn sie nicht alles ergreifen soll.“ Es war ein Glück für seine Bildung, daß die Zeit, in der der Charakter sich formt, eine ruhige und gesunde war. Die Jugend, welche früh in die Bewegung hineingestoßen wird, und eine Periode ruhigen Sammelns und geistigen Erwerbens nie kennen lernt, wird zwar früh klug und geschult, früh des Lebens kundig, aber auch früh ungläubig und zu früh auf das Positive der Dinge, auf die Betrachtung der wirklichen Welt und ihrer unabweislichen Collisionen gerichtet. Der heitere, innere Grund, auf welchem das spätere Leben ruhen sollte, das Ideale, die Begeisterung, wird verdunkelt oder ganz zerstört. Vigizius und seine Mitstudirenden konnten sich in Ruhe und Freiheit entwickeln, und für sie wenigstens war jene Zeit eine hoffnungreiche und gläubige. Er war als Bürger einer alten Republik aufgewachsen und verbrachte seine Studienjahre in einer durch und durch protestantischen Stadt, unter einem ganz protestantischen Unterrichtssystem. Wenn auch die damalige Verfassung Berns eine aristokratische war, so trat man doch von oben herab den geistigen Einflüssen der Zeit nirgend hemmend entgegen. Deutsche Bildung war in Bern vorherrschend und drang zu allen Poren ein. Die großen deutschen Classiker waren in den Händen aller Studenten. Man ließ die Jugend gewähren. Wo Beschränkung eintrat, galt sie mehr dem Aeußerlichen, Disciplinarischen. So konnte sich in der Jugend der Glaube mit gleicher Stärke wie die Freiheit entwickeln.

Nachdem Vigizius Candidat geworden, ging er, um seine Bildung zu vollenden, im Frühling 1821 nach Göttingen. Es studirten damals etwa vierzig Schweizer dort, welche, ohne eine landsmannschaftliche Verbindung im deutschen Sinn zu bilden, sich wöchentlich vereinigten und auch sonst in vielfachem Verkehr standen. Vigizius hielt sich indessen von dem eigentlichen Studentenleben fern und studirte eifrig unter der Leitung von Blanck, Heeren und Bouterweck; doch blieb er stets ein guter Kamerad. Er war offen, von heiterer Laune, und wenn auch zuweilen seine Sarkasmen und seine Satire verletzten, so machte er das Uebel gleich selbst wieder gut, und die Gutmüthigkeit, welche den Grundton seines Wesens bildete, hatte den Verletzten schnell wieder versöhnt.

Nach seiner Heimkehr trat Viglius wieder in das Vicariat bei seinem Vater in Ugensdorf ein und blieb hier bis zum Tode des letzteren, welcher im Jahr 1824 erfolgte. Dieses Vicariat war seine erste praktische Schule und gab ihm vielfache Gelegenheit, seinen ganzen aufs Thun und Wirken gerichteten Sinn zu bethätigen. Wo er helfen konnte, stund er ein, handelte mehr als er raisonnirte, trat dem Unrecht entgegen, wo er es zu finden glaubte, und griff ohne Absichtlichkeit und eigennützige Berechnung da ein, wo er nützen und bessern konnte. Ganz besonders lag ihm das Schulwesen am Herzen. Er besuchte nicht nur sehr fleißig die Schulen, sondern er half oft selbst dem Schulmeister, wenn dieser der großen Last nicht gewachsen schien, ganze Tage Schule halten.

1824 wurde er als Vicar nach dem Kirchdorfe Herzogenbuchsee versetzt, wo er fünf Jahre zubrachte. Diese Zeit wurde besonders dadurch ein wichtiger Abschnitt seines Lebens, daß er hier noch mehr als in seiner frühern Station sich in das Leben des Volkes, in dessen Sitten, Gebräuche, Anschauungsweise einlebte und sich keine Zeit und Mühe verdrießen ließ, es von allen Seiten kennen zu lernen. Er hatte von der Natur jenen Sinn erhalten, der die kleinen Interessen, Sorgen, Hoffnungen des Einzelnen, auch des Geringsten kennen zu lernen nicht unter seiner Würde hält. Er besaß die Eigenschaften, welche ihm die Herzen des Volkes aufschlossen: das freie uneigennützige Wohlwollen und die aus diesem Wohlwollen hervorgehende Geduld, jeden anzuhören und eines jeden Angelegenheit, wie geringfügig sie auch für einen Fremden war, momentan zu der seinigen zu machen. Er hatte Zeit für alle, und seine behagliche Umgangsweise mahnte weder zur Eile und Kürze, noch zum vorschnellen Abbrechen einer angesponnenen Unterhaltung. Als ihm späterhin einst ein Amtsbruder über langweilige und ermüdende Audienzen und so viele unabweisbare, unnütze Gespräche klagte, antwortete er ihm, grade das seien seine glücklichsten Stunden, man müsse nur so ein Mütterchen nicht stören und es recht sich ausreden lassen, dann schließe es sein ganzes Herz auf und lasse in sein Innerstes blicken. Er machte überhaupt viel Hausbesuche, und wußte sich dabei so zu benehmen, daß er gleich das Vertrauen der Leute erwarb. Er hatte immer viel zu fragen, und bekam oft die naivsten Antworten, die ihn tief in das Innerste der Menschen blicken ließen. Wenn er zwei oder drei Male in einem Hause war, so hatte er die ganze Hausordnung bis ins Kuchigenterli und die sämtlichen Familienverhältnisse bis in den hintersten Winkel. Auf diese Art erwarb er sich die gründliche Kenntniß des Volkslebens, wie sie vor ihm kein Volkschriftsteller hatte. Er war unermülich thätig bei den Gemeindeverhältnissen und dem Armenwesen, sogar bei den Gesangsvereinen, obschon er selbst kein Sänger war. Er konnte mit einem Mädchen scherzen, oder mit einer Hausfrau über ihren Kabispieß

sprechen und Handkehrum mit einem ältern Mann ein sehr ernstes Gespräch führen. Er suchte jedem das zu sein, was er glaubte, das ihm am besten entspreche. Seine Predigten sann er sich auf seinen Spaziergängen aus, oder auch in der Unterhaltung mit Freunden. Zur Herbstzeit ging er auf die Jagd. In seinen nächsten Umgebungen lernte er jene großen Bauernhäuser, jene freiherrlichen Bauern kennen, jene Familien von altadeliger Ehrbarkeit und wahrhaft patriarchalischer Gastfreiheit, die er mit so vieler Liebe und Wärme in seinen Schriften schildert, deren Sinn und Sitten er in so manchem farbenvollen Bild verewigt hat.

1829 wurde Bizius als Vicar nach Bern berufen. Endlich zu Neujahr 1831 fand er seinen bleibenden Aufenthalt in dem Dorf Lüzelsflüh, etwa fünf Stunden von Bern, wo er nach dem Tode des alten Pfarrers, dessen Enkelin er heirathete, im März 1832 die Pfarrstelle erhielt. Eine höchst glückliche Ehe und eine gedeihliche Wirksamkeit innerhalb der großen Pfarrgemeinde, die gegen 4000 Einwohner zählt, gaben seinem Leben einen festen Halt; nur fingen damals die politischen Wirren, die seit der Einführung der demokratischen Verfassung 1831 den ganzen Canton Bern in Bewegung setzten, an, auch ihn lebhaft zu erregen, hauptsächlich weil die politischen Tagesfragen sich auch des Erziehungswesens und der Armenpflege bemächtigten. Das Bedürfnis, seine Ueberzeugungen auch in einem weitern Kreise zur Geltung zu bringen, machte ihn zum Schriftsteller. Der Schriftsteller von Beruf gibt es in der Schweiz wenige, am wenigsten im Fach der sogenannten schönen Literatur. In diesen kleinen Freistaaten, wo alles aufs Leben gerichtet ist und vom Leben in Anspruch genommen wird, wo das Nüchterne, Praktische, Reelle überall vorwaltet, findet die Belletristik kein Gedeihen. Das Lesebedürfnis wird, wo es vorhanden ist und über die Tagespublicistik hinausgeht, durch das Ausland mehr als befriedigt. Auch bei Bizius war die Literatur nur Mittel, nicht Zweck. Er empfand das Bedürfnis, zu reformiren, gewisse Zweige des öffentlichen Lebens, deren Gebrechen ihm genau bekannt waren, verbessern zu helfen, und durch rückhaltlose Darlegung der Thatsachen auf Abhilfe hinzuwirken. Außerdem fühlte er in sich einen gewaltigen Thätigkeitstrieb, der in den gewöhnlichen Amtsgeschäften sich nicht befriedigte. Er schreibt an einen Freund: „Hätte ich alle zwei Tage einen Ritt thun können, ich hätte nie geschrieben. Begreife nun, daß ein wildes Leben in mir wogte, von dem niemand Ahnung hatte; und wenn einige Aeußerungen los sich rangen, so nahm man sie halt als freche Worte. Dieses Leben mußte sich entweder aufzehren oder losbrechen auf irgend eine Weise. Es that es in Schrift Mein Schreiben war ein wildes Umschlagen nach allen Seiten hin, woher der Druck gekommen, um freien Platz zu erhalten. Es war, wie ich zum Schreiben gekommen, auf der einen Seite eine Naturnothwendigkeit, auf der

andern Seite mußte ich wirklich so schreiben, wenn ich einschlagen wollte ins Volk."

Aus diesen Stimmungen ging seine erste Schrift: *Der Bauernspiegel, oder Lebensgeschichte des Jeremias Gotthelf*, Sommer 1836, hervor. Wenn er auch in diesem Buch flüchtiger zeichnet, als in seinen spätern, so findet man doch alle Keime seiner Dichtung darin bereits enthalten. Das Buch verzichtet von vorn herein auf künstlerische Einheit und gibt nur eine Reihe von Szenen aus dem Bauernleben, die durch das Anknüpfen an das Schicksal eines Einzelnen ein fortlaufendes Interesse erhalten. Die Geschichte drängt nicht in Anlage und Fortgang auf einen glücklichen oder unglücklichen Ausgang. Der Weg ist dem Verfasser wichtiger, als das Ziel. Das Interesse knüpft sich an den Charakter des Helden, dessen ferngesunde Natur aus dem Kampf gegen die schlimmen Seiten der Welt, die hintereinander ihn bedrängen, siegreich hervorgeht. Es werden vorzugsweise die Schattenseiten des Bauernlebens hervorgehoben, aber Gotthelf söhnt uns in seinem kräftigen Naturwuchs mit diesen grellen Schilderungen aus und läßt uns zum Volksgeist Vertrauen fassen, welcher noch so viel Gesundheit und Ursprünglichkeit hervorbringt. Das Buch machte im Canton großes Aufsehn, wurde aber namentlich von der kirchlichen Kritik scharf angesprochen: das Christliche trete zu wenig hervor, das Böse sei zu nackt und unverhüllt dargestellt und die treue Schilderung gewisser Dinge, z. B. des Riltgangs, könne eher reizend als abschreckend wirken. Vor allem nahm man an der derben Form Anstoß. Der Verfasser ließ sich aber dadurch nicht irren, und seine nächste Schrift, die *Wassernoth*, die wieder eine bestimmte locale Veranlassung hatte, ist nicht weniger derb, als das Vorhergehende. Bei einer großen Ueberschwemmung im Emmenthal sah Gotthelf die Selbstsucht, den unerhörten Eigennuz und die Herzlosigkeit der Menschen, die das Unglück anderer ausbeuteten, eine Art Strandrecht geltend machten oder habgierig bei kleinem Schaden sich an die Steuern drängten, welche vor allem dem großen Schaden, der tiefen Noth der Armeren galten.

1838—1839 erschienen die *Leiden und Freuden eines Schulmeisters*, ein meisterhaftes Werk, das den Namen des Verfassers auch in Deutschland bekannt machte. Ein armer Schulmeister erzählt seine Lebensgeschichte und berichtet vorerst von seiner völlig verwahrlosten Erziehung, wie er aus einem armen Weberjungen zum Schulmeister geworden. Er erzählt die Zufälligkeiten und Schwankungen seines früheren Lebens, dann seinen Kampf mit bitterer Noth, seine Hoffnungen, Enttäuschungen und Leiden. Die außerordentlichen Schwierigkeiten, die der durchgreifenden Reform eines so sehr durch positive und bestehende Verhältnisse bedingten Verwaltungszweiges, wie es das Volksschulwesen ist, entgegenstehen, werden an dem Lebenslauf eines einzelnen

Mannes anschaulich gemacht, welcher, mitten in diese Krisen und Gährungen einer reformbedürftigen Zeit mit seiner ärmlichen, sich kaum über dem Wasser haltenden Existenz hineingeworfen, nahe daran ist, in diesen Stößen und Rückstößen unterzugehen. Bizius stellt die Armseligkeit des Schullehrerstandes jener Zeit, die Noth desselben in ihrer ganzen, realen Größe dar, er verschweigt und verkleinert nichts, er bringt nichts hinzu, um das Bild gegen das Zeugniß der Wirklichkeit weniger düster zu machen. Aber er hütet sich gleichwol, bei dem durch die neue Zeit und deren Verheißungen gewaltig aufgeregten Lehrerstande ungemessene Erwartungen und Hoffnungen zu erwecken. Er warnt nachdrücklich vor der Illusion, daß das Gute und Bessere in der Welt einzig vom Staate aus, durch Gesetze und Zusicherungen von oben herab, ohne unser eignes Zuthun, ohne eigne Anstrengung und muthigen Kampf geschaffen werden könne. Er lehrt die Gedrückten Maß halten im Erwarten und Hoffen, damit sie auch Maß halten könnten im Verzagen und Verzweifeln. Nach seiner Weise will er nicht verwöhnen, die Leute nicht bequem und faul machen; nicht Wünschen Raum geben und sanguinische Erwartungen wecken, die nie verwirklicht werden könnten. Er bleibt nüchtern, lakonisch und sparsam im Rühmen und im Verheißern, er geht aufs Innere los, er will jeden Nerv des Menschen zur Verbesserung seines Zustandes selbst angespannt wissen. Diese Nüchternheit und Mäßigkeit des Buches mochte ein Grund sein, warum dasselbe Viele, namentlich aus dem Schullehrerstande, nicht befriedigte. Das Buch hat sich allmählig erst Bahn gebrochen. Jetzt wird niemand mehr in Zweifel sein, daß es in psychologischer Beziehung zu den vollendetsten Leistungen gehört. Der einzige begründete Tadel liegt in der Form der Selbstbiographie. Der Schulmeister Käser ist ein zu unreifer Mensch, als daß er so fein, wie es hier geschieht, über sich selbst reflectiren könnte. Seine Gattin Mädeli gehört zu den ausgezeichnetsten Schöpfungen Gotthelfs.

Bei den folgenden Schriften: *Wie fünf Mädchen im Branntwein jämmerlich umkommen*, und: *Dursli der Branntweinsäufer*, mag man die philanthropische Absicht anerkennen, die Ausführung liegt außerhalb der Grenzen der Poesie. Die kleine Schrift über die Armennoth (1840) ist in der Tendenz wie in der Darstellung gleich vortrefflich. Eine bei weitem höhere Stelle verdient aber: *Wie Ali der Knecht glücklich wird, eine Gabe für Dienstboten und Meisterleute* (1841). Alle Eigenschaften, die Bizius als Schriftsteller einer eigenthümlichen Gattung auszeichnen, die genaueste Kenntniß ländlichen und bäuerlichen Lebens, der Sitte und Anschauungsweise, der Spiele und Arbeiten des Landmanns, der innern und äußern Dekonomie der großen Bauernhäuser, die Naturtreue der Schilderungen, die Farbenfrische und Wärme der Erzählung, scheinen erst hier den rechten Spiel-

Wien, 11. 1857.

raum gewonnen zu haben. Der Verlauf im Bauernspiegel war zu rasch gewesen, um behaglich beim Einzelnen verweilen zu können und namentlich das Leben des Bauernhauses in seinen mannigfachen Beziehungen zu zeichnen. Uli zeigt uns in einem großen lebenswarmen Bilde das Leben des Landmanns, besonders aber die Verhältnisse zwischen dem herrschenden und dienenden Landmann, zwischen Grundbesitzer und Arbeiter, Meister und Knecht, und führt uns in die vielfach bewegte Welt ein, die innerhalb des Kreises, den wir mit dem allgemeinen Namen Dorfleben bezeichnen, ein complicirtes, abgestuftes, organisch gegliedertes Ganzes ausmacht. Es war in dieser Beziehung ein für Bizius und seine Dichtungen höchst günstiges Moment, daß er in einer Gegend lebte, wo, wie im Emmenthal und Oberaargau, das aristokratisch-bäuerliche Element, der große Grundbesitz das Herrschende und Maßgebende war, welchem die andern Theile der Gesellschaft, die Nichtbesitzenden oder nur in geringerem Maß Besitzenden gleichsam hierarchisch eingefügt waren. Dieser große Grundbesitz, die großen ungetheilten Höfe mit ihren Rechtsamen und ihrer ausgebildeten Oekonomie, waren das Bild einer Welt im Kleinen, in welcher es Stände, Stufen und Rangordnungen gibt, wie in der großen Gesellschaft patriarchalische, bürgerliche, proletarische Elemente, die sich bald freundlich unterstützen, bald feindlich gegenüberstehen. Bizius Dichtung, aus Gegenden geschöpft, in welchen das Eigenthum mehr nivellirt, Grund und Boden stark getheilt sind, wäre weit weniger reich und mannigfaltig geworden. Das große Bauernhaus hingegen ist wie ein Staat im Kleinen und hat seine Dimensionen als ein vielfach zusammengesetzter Organismus. In der Composition bleibt Bizius demselben Grundsatz treu, den er im Schulmeister durchführt: daß die Vorsehung unsere Kräfte erst dann steigere, wenn wir sie zu benutzen verstehen und in eigener Bestrebung nicht lässig sind. Ein vertrauter Freund von Bizius, selbst ein Landmann und trefflicher Meister in der Art des Bodenbaues, machte ihm die Bemerkung, er lasse seinen Uli hart schaffen und eine strenge Schule durchmachen, ehe er ihn auf einen grünen Zweig bringe. Bizius erwiderte, dies sei allerdings richtig und er gehe absichtlich einen andern Weg als viele Schriftsteller. Er könne die Wunschhütlein nicht leiden, durch welche dieselben ihre Helden glücklich zu machen pflegen. Er halte diese Art von Schriftstellerei für verderblich, weil sie die Leute faul und träge mache. Sein Zweck sei überall, die eigne Kraft zu wecken, und den Leuten ihre Pflicht und ihr Tagewerk nicht allzu leicht zu machen. Daher auch die Eigenthümlichkeit des Helden, der mit Kaiser eng verwandt ist. Uli ist ein Alltagscharakter von sehr unsicherem Urtheil, und von einer Bornirtheit und Wankelmüthigkeit, die uns oft ungeduldig macht, und gleichwol erzwingt seine schlichte und ausharrende Treue unsere Achtung, und wir müssen gestehen, daß Uli's Weg, wenn auch

ziemlich sauer, noch Manchem offen steht, der ihn bloß aus Trägheit ver-
säumt. Die Fortsetzung der Geschichte, welche 1849 erschien, steht trotz ihres
Reichthums an lebensvollen Figuren dem Anfang nach.

Die Bilder und Sagen (1842—1844) gehören zu den schwächern Schriften
Gothhelfs; man vermißt die gründlichen historischen Vorstudien, und in
einigen Erzählungen, namentlich der schwarzen Spinne, zeigt sich eine un-
erfreuliche Neigung für düstere Farben. Desto gelungener ist in dieser Samm-
lung die größere Erzählung: Geld und Geist, sowol wegen der prachtvollen
Darstellung des patriarchalischen Bauernhauses, das hier in seiner Sonntags-
seite auftritt, als in seiner psychologischen Analyse. Ein glücklicher, auf gegen-
seitigem Vertrauen scheinbar fest ruhender Zustand, ein, wie man glauben
sollte, auf die Dauer gesichertes Verhältniß zwischen wackern Eheleuten geräth
plötzlich auf eine abschüssige Bahn, und wird, ohne daß bedeutende Fehler
oder große Leidenschaften zu Tage träten, unbemerkt nach einer gefährlichen
Tiefe gezogen. Das Glück des Hauses droht zu scheitern, wenn nicht eine
innerliche Kraftanstrengung Rettung bringt, die in Zwiespalt verstrickten Ge-
müther noch rechtzeitig zum Frieden zurückführt. In der äußerlichen Moti-
virung der Begebenheiten hat es Gotthelf dies Mal leichter genommen als ge-
wöhnlich; dagegen wird man auch durch keine zum Stoff nicht gehörigen
politischen Anspielungen gestört.

Eine Gelegenheitschrift war wieder das 1843—1844 erschienene Werk:
„Wie Anne Babi Jowäger haushaltet und wie es ihm mit dem Doctern geht.“
Gothhelf schien in seinen Lebensschilderungen sämtliche Stände erschöpfen zu
wollen; doch ist sein Verhältniß zum Arzt weniger innerlich, als das zum
Pfarrer, Schulmeister und Bauer. Sehr interessant ist die Schilderung des
guten Arztes, dem die höhere Freude der Religion abgeht, der aber doch in
der Erfüllung seiner Pflicht trotz der bittersten Erfahrungen Trost findet. Auf
diesen Gegensatz des edlen Menschen, der kein Orthodoxer ist, gegen den recht-
gläubigen und selbstgerechten Egoisten hat Biziüs offenbar großes Gewicht
gelegt, wie er denn überall die Treue in dem einem jeden gewordenen Beruf
über alles setzt, und von dem Sage nicht abläßt, daß nur an den Früchten
der Baum zu erkennen sei. — Der Kalender, den er 1840—1845 herausgab,
ist zu sehr unter der Stimmung der herrschenden Zeitwirren geschrieben, als
daß er für einen draußen Stehenden ein bleibendes Interesse erregen könnte.
Desto bedeutender ist das düstere Gemälde: Der Geltstag, oder die
Wirthschaft nach der neuen Mode (1846). „Dies Buch,“ sagt Gotthelf,
„zeichnet die traurigste Seite unseres Volkslebens, das Wirthshausleben, haupt-
sächlich der Wirthsleute, theilweise auch das der Gäste. In solchen Nestern
und von solchen Leuten wird die Aufregung in unserem Vaterlande erzeugt
und erhalten. Hier entstehen die politischen Ansichten und Richtungen, und
Grenzboten. II. 1857.

zwar durch brotlose Agenten, verspudelte Krämer und aller Grundsätze baare Handlungsreisende. Die Zeitungsmacht ist bereits veraltet. Den meisten der Leute ist es zu beschwerlich, eine Viertelstunde etwas zu lesen. Auf diese Cloaken einmal einen hellen, grellen Schein zu werfen, drängte es mich längst. Eine Art vaterländischen Zornes hat also das Buch erzeugt, um deswillen du mir verzeihen mußt, wenn die Geißel zu hart geschwungen, die Worte gar zu tief in Galle und Bitterkeit getaucht scheinen. Das Ding war dazu noch zwischen den zwei Freischarenzügen geschrieben, als eben dieser Wirthshauslärm am größten war." — Jacobs des Gefellen Wanderungen durch die Schweiz (1847) geben einen neuen Beweis von der Leichtigkeit des Verfassers, sich in ungewohnte und seinem Lebenskreise ferne liegende Zustände einzuleben. Dies Mal galt die Satire dem Communismus in den Gesellenvereinen. Der Held ist wieder ein Verwandter von Käser und Uli. Mit Recht ruft ihm seine Großmutter zu, als er in die Welt geht: Jacob, du bist ein Esel und bleibst ein Esel; aber es ist genug gesunder Kern in ihm, um die Unreife des Charakters allmählig zu überwinden. — Ein positives Ideal gegen die Zerfahrenheit der Zeit ist: Käthi die Großmutter (1847). Ohne alle Sentimentalität, die oft bei innerer Kälte durch Schilderung der Zustände des Armen nur Effect machen will, und zu diesem Zweck noch Uebertreibung zu Hilfe nimmt, schildert Vigius in dieser bescheidensten Hülle ein edles Leben, das durch bitteren Kampf hindurch sein ärmliches Fahrzeug steuert, nie den Muth und den Glauben verliert und der nur am Glänzenden hängenden, und nur im Glänzenden das Große suchenden Welt zeigt, daß der wahre Werth in äußern Dingen nicht, sondern in der eigenen sittlichen Kraft und in der Gesinnung liege, die den Grundton unseres Lebens ausmacht. — Vortrefflich ist die Charakterzeichnung in den Zwei Erbvettern (1848). Was Doctor Dorbach den Wähler betrifft (1848), die Schilderung des verkommenen Literaten, ferner die Käserei in der Beshreude (1850), Hans Jacob und Heiri oder die beiden Seidenweber (1851), Zeitgeist und Bernergeist (1852), und die Erlebnisse eines Schuldenbauers (1854), so haben wir in diesen Blättern unsere Ansicht schon ausführlich auseinandergesetzt. Von dem letzten Buch sagt der Verfasser selbst, es sei geschrieben aus Erbarmen für die Ehrlichen und Fleißigen, und zwar mit Pein geschrieben, denn wohl werde es einem nicht in dieser trüben Luft. Es ist ihm in der That dies Mal nicht gelungen, in ein verkümmertes Leben das Licht der Poesie einzuführen. Noch vor dem Druck des Werks starb er.

Wenn er in seinem Amt pflichteifrig und von unermüdlcher Thätigkeit war, so blieb er bis an sein Lebensende der gute, treue Gesellschafter, die Gastfreiheit seines Hauses war weitumfassend, und jeder ehrliche Mensch war ihm willkommen. Reisen hat er wenig gemacht; es war ihm eigentlich nur

zu Hause recht wohl, und zu Hause war er im vollsten Sinn des Wortes. Jeder Einzelne seiner Gemeinde war ihm bekannt und vertraut, alle wurden durch den Segen seines guten Beispiels und seiner Lehre gefördert. Was seine Religion betrifft, so stand er fest auf dem Grund der Bibel, auf dem sein ganzes Volk aufgewachsen war; aber er entnahm diesem heiligen, so mannigfaltig gedeuteten Buch nur die Lehren der Gerechtigkeit und Barmherzigkeit. Der Glaube, auf den er dringt, ist ein bescheidener und wirksamer; er soll sich stets verkünden durch das Leben, durch die stete innere Umgestaltung desselben, durch Treue, Muth, Geduld und Kraft, die dem Bösen widerstreitet und den Wechsel der Tage zu ertragen weiß. Er wird für die andern nur sichtbar durch ein ganz der nächsten Pflicht geweihtes Leben. „Wie fromm er war,“ sagt er von einem alten Pfarrer, „wußte Gott, die Menschen hätten es ihm nicht angesehen.“ „Der Glaube, den ich habe, ist nicht der Glaube jener Sekte, die den Tisch deckte, sich daran setzte, betete, in der Meinung, der liebe Gott werde das Essen in schönen Schüsseln wohlgeköcht auf den Tisch fallen lassen, sondern mein Glaube ist der, daß Gott nichts thut, wozu er mir die Kräfte gegeben hat, daß ich diese Kräfte anzustrengen habe nach Vermögen und Gewissen, und zwar ohne Gewißheit haben zu wollen, ob ich das Erstrebte damit ausrichte oder nicht, sondern in aller Demuth Gott das Gedeihen überlassend. Der Mensch soll säen, aber in Gottes Hand steht die Ernte. Ueber das, was ich thue, bin ich verantwortlich; was ich wirke, waltet Gott. Wo der Mensch das Gute will, soll er handeln, den Erfolg aber Gott überlassen. Das Christenthum enthält durchaus kein Element, das die natürliche Trägheit der Menschen begünstigt, sondern grade die stärksten Reizmittel, alle Kräfte in Thätigkeit zu setzen.“ — Nur die Zerfahrenheit eines durch sophistische Bildung oder durch pietistische Grübeleien ausgehöhlten Gemüths kann sich gegen diesen Glauben auflehnen. Auf die sogenannte gelehrte Theologie läßt sich Bizius gar nicht ein. Er dogmatist nicht und streitet nicht über Glaubenssätze; dagegen war es ihm mit der Kirche sehr ernst, da für ihn die Kirche das Vereinigende, das der Sittlichkeit zu Grunde Liegende, Bleibende darstellt, während der Pietismus und die Sektirerei den Menschen isolirt, ihn zu unfruchtbarer Selbstbetrachtung verleitet. Er fand in der Kirche mit ihrer strengen Zucht und Ordnung noch Lebenskraft genug, und betrachtete allen Separatismus als die Zersetzung eines sittlichen Ganzen. Auch darin kommt er mit Dickens überein, wie in seiner Verachtung des Pharisäerthums, das sich in Phrasen befriedigt.

Was nun den Schriftsteller betrifft, so muß man, um gegen ihn gerecht zu sein, Folgendes erwägen. Der deutsche Schweizer, der als deutscher Schriftsteller auftritt, hat von vorn herein mit dem nachtheiligen Umstand zu kämpfen, daß seine Schriftsprache nicht zugleich seine Redesprache ist. Er

schreibt, wie man sich in der Schweiz ausdrückt, hochdeutsch und er spricht fein betreffendes schweizerisches Idiom. Zur deutschen Sprache wird er geschult und kann sich in derselben später nur durch Schreiben, oder ausnahmsweise z. B. als Prediger oder Professor, durch den mündlichen Vortrag, nicht durch das lebendige, bildende Wort des täglichen Redeverkehrs üben. Er denkt in seinem Dialekt und muß diesen, wenn er deutsch schreiben will, in die allgemeine Schriftsprache erst übersetzen; ein bedeutendes Mittel der Sprachbildung, die Uebung in den feinen Nuancen des Ausdrucks, die Flexibilität, die ihr die Rede gibt, geht so verloren. Die Versuche, die beiden Sprachformen miteinander zu verschmelzen, sind unserm Dichter öfters mißlungen. Wie bedeutend aber auch die Fähigkeit der Sprachbildung bei ihm entwickelt war, bezeugt am besten das Urtheil Jakob Grimms: „Von jeher sind aus der Schweiz wirksame Bücher hervorgegangen, denen ein Theil ihres Reizes schwände, wenn die leisere oder stärkere Zuthat aus der heimischen Sprache fehlte. Einem Schriftsteller, bei dem sie entschieden vorwaltet, Jeremias Gotthelf, kommen an Sprachgewalt und Ausdruck in der Lesewelt heute wenig andere gleich.“ —

Wie in den Schriften, so tritt uns auch in dem Leben Leopold Schefer's ein ganz entgegengesetztes Bild entgegen. Leopold Schefer wurde 1784 zu Muskau geboren. Sein Vater, ein Arzt, damals 52 Jahre alt, stammte aus einer ehemals adeligen Familie. Er war in vieler Beziehung ein Sonderling; die sanfte Mutter mußte aber alle Irrungen auszugleichen. In dem Knaben entwickelte sich früh als Grundzug seiner Seele die Neugierde, die von allem erregt wurde, am heftigsten aber von den Erscheinungen der Natur. Während sich Gotthelf in die Interessen seiner nächsten Umgebung vertiefte, fühlte Leopold Schefer schon früh Sehnsucht nach der Fremde, namentlich nach dem Orient. Die Türken dachte er sich als ein höchst poetisches Volk. Noch als Kind, wo er in einer Masquerade den Amor spielte, verliebte er sich in eine schöne Gräfin, und mit diesem Augenblick begann, wie er selbst versichert, „die Welt sich für ihn in Gleichgiltiges und in Werthvolles zu trennen für alle Zeit.“ Er übertrug später diese Liebe auf die Tochter der Gefeierten. Sein erster Lehrer war ein Günstling des Grafen Zinzendorf, und seiner Begierde, alles Lernbare zu lernen, wurde schon früh voller Spielraum eröffnet. Aus Winkeln und Büchern des väterlichen Arbeitstisches erfuhr er viel von den Geheimnissen der Natur, die so lange seine Seele beschäftigten, zu einer Zeit, wo andere Knaben noch über die Mirakel des Jahrmarkts erstaunen. Ehe er den eigentlichen Gymnasialunterricht erhielt, wußte er schon fertig Französisch, Englisch und Italienisch. Außerdem hat er sich in die Mysterien der Musik vertieft. Sehr charakteristisch für seinen Gegensatz zu Gotthelf, der nur um praktischer Zwecke willen lernte, ist die Meinung, die er damals von sich hegte, daß er Muth habe und vorbereitet sei zu allem, nur nicht dazu: so im Einzelnen

sein ganzes einziges Leben zu verlieren! Von einem ungemessenen Lerntrieb befeuert, ins Erwerben von immer weiterem Wissen sein Glück setzend, grauste ihm doch vor einem Brotstudium, das ihm einer Entfagung seiner selbst, einer Verzichtleistung auf das heiße Verlangen: ein immer klarerer Mensch zu werden, gleichzukommen schien.

Im 15. Jahr verlor er seinen Vater. Seine Studien in der Mythologie und in der Kunstgeschichte des Alterthums erregten in ihm die Sehnsucht, Aegypten aus eigener Anschauung kennen zu lernen, und es war bereits ganz ernstlich von der Ausführung dieser Absicht die Rede, bis seine Mutter durch ihre Bitten das Unternehmen hintertrieb. Schon damals versuchte sich Schefser, der beiläufig nie die Universität besucht hat, in den Dichtungen, zu denen ihn zum Theil die Lectüre des Novalis begeistert; doch war er zu scheu, sie irgendwem mitzutheilen. Die Mutter starb 1808, und er beabsichtigte zuerst, seiner Neigung zur Musik zu leben. Der Entwurf zur Oper Sakontala fällt in jenes Jahr. Da wurde seinem Leben eine neue Richtung gegeben durch die Ankunft des Fürsten Hermann Bückler (1809), der die Standesherrschaft übernahm und sogleich seine großartigen Parkanlagen begann. Zugleich wurde Muskau zum Sammelplatz einer vornehmen und geistvollen Gesellschaft, in die auch der junge Schefser eingeführt wurde. Man entlockte ihm 1811 ein Heft Gedichte, welches dann auch gedruckt wurde. Seine Stimmung kann man sich ungefähr vorstellen, wenn man sich an Jean Pauls Gottwald erinnert, wie er zuerst einer jungen Gräfin seine schüchternen Huldigungen darbringt. Es fanden Correspondenzen statt, nach kurzem Wiedersehen starb die jüngere Geliebte auf ihren Gütern in der Provence, ihre Mutter aber, „des Knaben erster Stern“, brachte dem Dichter, als ein theures Vermächtniß eine Sammlung von Gedichten, leise auf das letzte derselben hindeutend, welches also lautete:

Das, was wir vor der Welt verschweigen,
 Verborgnes Glück, es bleibt uns eigen,
 Das löscht kein Tag aus unserm Herzen,
 Das überwachsen keine Schmerzen.
 Durch unser Aug kanns niemand sehn,
 Im Grund der Seele funkelnd stehn.
 Wir tragens still von Port zu Port,
 Und tragens stumm zum Himmel fort.

Das ist nun freilich alles sehr ätherisch, und es wird uns klar, daß Schefser einen ganz andern Stil schreiben mußte, als Jeremias Gotthelf, der früh Hand an den Pflug legte und sich in der Käseerei und im Kuhstall zu schaffen machte. Wir sind indes doch froh, als wir ins praktische Leben wieder eingeführt werden. Schefser wurde bevollmächtigter Amtsverwalter der Standesherrschaft Muskau. Wie er nun dieses praktische Geschäft mit der stillen

Romantik seines Herzens vereinbarte, wird uns nicht mitgetheilt, genug, er führte es zur Zufriedenheit des Fürsten und der Gutsangehörigen durch. 1812 entführte ihn eine Geschäftsreise nach Wien und Oberungarn. Diese erste große Ausflucht brachte Schefer mit einem griechischen Mädchen in Berührung. Es erschien ihm wie ein unglaubliches Wunder, daß ein solches Mädchen, eine Griechin, überhaupt existire, und er widmete ihr, gleichsam als deutschen Nationaldank für ihre Existenz, ein Bändchen Gedichte, Früchte der letzten Jahre. Im folgenden Jahre dehnte sich die allgemeine Noth Deutschlands auch auf die friedliche Landschaft aus, und er erlebte jene entsetzlichen Scenen des Kriegs, die er später in der Dornen-Nacht geschildert hat. Eine Reise nach England führte ihn in demselben Jahr zum ersten Mal ins Theater, und der mächtige Eindruck desselben veranlaßte ihn zu einigen dramatischen Versuchen, die indeß ohne Erfolge blieben. Auch diese Dramen spielten im Süden, nach den ihn noch immer eine heiße Sehnsucht zog. Der Fürst gab ihm endlich die Mittel, diese Sehnsucht zu befriedigen, und so reiste er 1815 über Wien, nachdem er vorher Neugriechisch gelernt und seine Studien des ägyptischen Alterthums vervollständigt, nach Italien ab, das er in seiner ganzen Ausdehnung durchzog. In Rom nahmen sich Bunsen, Cornelius, Thorwaldsen, Niebuhr seiner an. Schefer lernte Arabisch und machte noch andere eigenthümliche Vorstudien. Er benutzte nämlich die lange Seefahrt nach Sicilien zu Uebungen der Phantasie, von denen er gern seltsame Resultate erzählt, und mittelst welcher er es dahin brachte, mit geschlossenen Augen jede Landschaft in beliebiger Farbe zu sehen und Töne jedes Instruments zu hören. Durch diese Uebung, glaubte er, werde der Mensch erst völlig Herr seiner Sinne. Von Messina aus segelte er mit Miaulis nach Hydra, besuchte Eleusis, Megina u. s. w. Sunion gegenüber wurde er acht Tage lang von Seeräubern festgehalten. Dann ging es nach Kleinasien, Konstantinopel, wo er einige Mal in Gefahr gerieth, bis er endlich in Triest Gelegenheit hatte, eine zweimonatliche Quarantaine zu bestehen und so in sein Vaterland wieder einzutreten. Bald nach seiner Heimkehr 1821 verheirathete er sich, und die Romantik seines Lebens war nun zu Ende. Die orientalische Reise war das Material, von dem seine spätere Dichtung gezeht hat.

Weiter erfahren wir von seinem Biographen nicht viel. Schefer verlor seine Frau 1845; es war der tiefste Schmerz seines Lebens. Er hatte sich nach seinem eignen Geschmack in dem Park von Muskau ein Landhaus eingerichtet, halb in italienischem, halb in byzantinischem Stil, und verließ dasselbe gar nicht mehr; doch brachten zahlreiche Besucher, Barnhagen, Rachel, Henriette Herz, Laube &c., in sein stilles Leben anmuthige Abwechslung. Von seiner Thätigkeit zeugen seine zahllosen Novellen und Gedichte. Was die Novellen betrifft, so gibt sein Biograph, der für seinen Freund als Dichter wie als Mensch

gleich begeistert ist, folgendes charakteristische Urtheil: „Keine derselben begnügt sich damit, ein bloßes Lebensgemälde zu sein. Als solchen fehlt ihnen vielmehr Localfarbe, Wahrscheinlichkeit, Begebenheit, oft selbst die äußere Wahrheit und Formfestigkeit. Die handelnden Personen sind bei Scherer nicht Menschen, wie wir sie stündlich um uns sehen, die Dinge der Erde geschehen nicht auf die herkömmliche und bekannte Art, die Handlung spielt in keiner gegebenen Zeit. Von allen diesen äußerlichen Erfordernissen der Wahrheit ist nichts gesucht und erstrebt, und wo es sich findet, tritt es nur wie zufällig und absichtslos ein. Dagegen ist die zarteste Innerlichkeit und in dieser Wahrheit bildende, belehrende Kraft sein wahres unverrücktes Ziel. Die psychologische Wahrheit im höheren Sinne, der ideale Mensch je nach seiner Naturanlage, die Geschichte des Herzens, die praktische Weisheit der als Parabel gefaßten Begebenheit, das sind seine Zielpunkte . . . Mit diesen Gebilden, voll innerer Wahrheit und äußerer Unwahrscheinlichkeit flüchtet er besonders gern in den Orient oder doch in das Dunkel entfernter Zeiten und entrückt sich so dem gemeinen Maßstab . . . Wo er aber unter uns bleibt, in Deutschland, da ist meist Beschränkung, Armuth, Entsagung, die Last des Daseins, die zum Gefühlsvollen hindrängt.“ Von einem Freunde und Bewunderer ausgesprochen, sind das ziemlich harte Vorwürfe, und sie fassen in der That das Meiste zusammen, was man gegen die Poesie Scherers einwenden kann. Wir haben uns über den Gegenstand mehrfach ausgesprochen, doch regen die Novellen und Gedichte Scherers zu so vielseitigem Nachdenken an, daß wir nach dem Abschluß derselben noch einmal darauf zurückkommen. Hier beschränken wir uns auf die nähere Motivirung eines Vorwurfs, indem wir die Krankhaftigkeit dieser Poesie in ihrem innersten Nerv bloßgelegt zu haben glauben: der Vorwurf des Pantheismus.

Wir lassen die metaphysische und moralphilosophische Seite des Pantheismus unbeachtet. Die schädliche Einwirkung desselben auf das praktische Leben ist geringer, als man glaubt. Wie die Metaphysik zwei gleich unwiderlegliche Thatsachen, die Thatsache des allgemeinen Causalgesetzes und die Thatsache der menschlichen Freiheit miteinander in Einklang bringt, mag für die Wissenschaft Interesse haben, die wirkliche Sittlichkeit wird dadurch nicht angefochten. Beiläufig bemerkt, liegt die Schwierigkeit gar nicht in dem realen Gegensatz der beiden Begriffe Nothwendigkeit und Freiheit, sondern nur darin, daß man aus der gewöhnlichen Vorstellung Momente hineinträgt, die ihnen eine falsche Farbe geben, nämlich in die Nothwendigkeit das Moment der Blindheit, in die Freiheit das Moment der Willkür oder des Wunders. Wie dem auch sei, die Existenz der Seele mögen die modernen Materialisten bestreiten, die Existenz folgender Thatsachen können sie nicht in Abrede stellen. Jede That hat ebenso, wie ihre physische, ihre moralische Folge in der Form des Gewissens.

Diese moralische Folge wird ergänzt durch die Einwirkung der Gesellschaft, die durch die Vermittlung von Sitte und Gesetz die Aussprüche des Gewissens realisiert. Endlich erregt selbst bei verhärteten Verbrechern in der Form eines Bildes, einer Erzählung das Gute Wohlgefallen und Theilnahme, das Böse Abscheu. Wo man nicht durch unmittelbare, egoistische Interessen verleitet wird, liebt man das Gute und haßt das Böse. Aus diesen unbestreitbaren Thatsachen läßt sich ein Lehrgebäude der Moralphilosophie in ziemlicher Vollständigkeit herleiten.

Dagegen hat der Pantheismus einen sehr nachtheiligen Einfluß auf die poetische Gestaltungskraft. Er ist allerdings ein wesentliches Moment für die Poesie, aber nur so lange er in der untergeordneten Stellung bleibt, die ihm zukommt. Der Zauber der modernen Poesie liegt hauptsächlich in der Virtuosität, mit der sie das Leben der Natur empfindet und wieder gibt. Schon in der unbeseelten Natur haben wir ein reich pulsirendes Leben und dadurch eine Poesie entdeckt, von der die Alten keine Ahnung hatten. Aber auch der Mensch hat sein Naturleben, und die Ausmalung der Leidenschaften, Stimmungen, Wünsche und Conflict, deren Causalzusammenhang jeder nachfühlt, die sich also als einen innern Naturproceß darstellen, wird demjenigen Dichter am meisten gelingen, der sich durch Beobachtung und Analyse am gründlichsten in das Gesetz des Naturlebens vertieft hat. In dieser Beziehung unterstützt grade wie beim spinozistischen System die Beobachtung des Thierlebens die Darstellung der menschlichen Natur, denn in dieser Beziehung gehören beide ins animalische Gebiet.

Allein diese Studien können nur die Farbe und die Stimmung geben, sie können niemals die Zeichnung ersetzen. Wenn der Dichter sich ausschließlich nach dieser Richtung bewegt, verfällt er in zwei scheinbar entgegengesetzte Fehler: er löst durch zu weit getriebene Analyse die Individualität auf, und er macht durch Trennung des Einzelnen von dem organischen Ganzen, zu dem er gehört, die Individualität zu einer Anomalie. Beides läßt sich in sämtlichen Novellen und Gedichten Schefers nachweisen.

Wenn ich den Menschen lediglich in dem Naturproceß seiner Leidenschaften, Stimmungen, Gefühle betrachte, die nothwendig bei allen Naturwesen übereinstimmen, so vernichte ich damit den Kern seiner Persönlichkeit, den speciellen Lebensnerv, der ihn von andern Wesen unterscheidet. Der Lebensnerv des individuellen Menschen ist der Charakter, der auf der Freiheit des Willens basiert und die Zurechnungsfähigkeit in sich schließt. Löse ich diesen in seine Naturelemente auf, so tödte ich die Person. Wenn man es der Wissenschaft zum Vorwurf macht, daß sie, um das Leben zu begreifen, den lebendigen Organismus zerschneidet, so ist das ein thörichter Vorwurf, denn die Wissenschaft sucht nicht nach dem individuellen Leben, sondern nach dem allgemeinen, d. h.

nach Regel und Gesetz, und dieses entdeckt sie nur durch Analyse. Die Kunst dagegen soll individuelle Gestaltung geben, und diese ist unmöglich, wenn sie bei der Farbe stehen bleibt. Der Pantheist kann nicht einmal eine starke durchgreifende Leidenschaft schildern, denn dazu gehört die Repulsion, das Bewußtsein der Freiheit, die Fähigkeit des Hasses; und der echte Pantheist hat diese Fähigkeit nicht, da ihm der Unterschied des Guten und Bösen aufhört. Diejenigen Stimmungen, die sich innerhalb des Naturprocesses bewegen, schildert Scherer mit einer wunderbaren Virtuosität; aber wo sie in die Welt der Freiheit, der sittlichen Folgen, der Zurechnung übergehen, da erlahmt seine Kraft, seine Zeichnung wird verwaschen, und über seine Bilder breitet sich der trübe Flor eines halb melancholischen, halb ironischen Scepticismus.

Wenn der Pantheist auf diese Weise der Individualität Unrecht thut, indem er sie chemisch zersetzt, so übertreibt er sie wieder, indem er sie von dem Gattungsleben der Menschheit und der bestimmten Gesellschaft, zu der sie gehört, isolirt. Die Verblendung des Pantheismus tritt am klarsten hervor, wenn wir die Thiere mit den Menschen vergleichen. Die individuellen Beziehungen sind bis zu einer gewissen Grenze beiden gemein. Auch die Thiere kennen das Gefühl der Anhänglichkeit, der Abneigung, des Neides, der Großmuth u.; aber diese Gefühle beziehen sich immer nur auf Einzelnes, sie haben nicht das Gefühl der Gattung. Durch die Sprache gliedert sich der einzelne Mensch als integrierender Theil eines organischen Ganzen, dem er mit seinem ganzen Leben, mit seinen Begriffen, mit seinem Rechtsgefühl und Gewissen angehört. Diese nothwendige Stellung des Menschen innerhalb der Gesellschaft und der Geschichte läßt Scherer aus den Augen. Er kennt nur Individuen, bei denen das Allgemeingefühl höchstens im Keim vorhanden ist. Bis zur vollsten Consequenz läßt sich das freilich nicht treiben, ohne daß man in den bodenlosesten Unsinn verfällt, denn in diesem Fall müßte man dem Einzelnen auch die Sprache nehmen. Aber Scherer hat es weit genug getrieben, um aus der Unwahrscheinlichkeit seiner Erfindungen, die schon sein Freund an ihm rügt, wirkliche Unwahrheit zu machen. Zum Theil wird das versteckt durch die unbestimmte, in fieberhafter Erregung zitternde Sprache, und so vergißt man zuweilen über der Ungenauigkeit der Erzählung die Ungenauigkeit der Charakteristik. Aber beides geht aus derselben Quelle hervor.

Es ist ein übereilter Schluß, wenn man aus der Krankhaftigkeit der Dichtung auf die Krankhaftigkeit des Dichters schließt. Scherer, wie wir ihn aus dieser Biographie kennen lernen, ist eine kerngesunde, tüchtige Natur, bei der der Pantheismus nur auf der Oberfläche schwimmt; aber die Liebenswürdigkeit des Dichters, sein rechtschaffenes Gefühl und seine edeln Neigungen können auch die Sünden seiner Dichtung nicht gut machen, die ihn überdauern. Je größer das Talent ist, das sich in diesen Novellen entwickelt, je glänzender

ihre Farbenpracht, je ergreifender die Gewalt ihrer Stimmungen, desto mehr hat man Veranlassung, vor einer Richtung zu warnen, die im Leben wie in der Kunst gleich verderblich ist. Es ist wahr, in den Romanen Gotthelfs macht sich der Geruch der Käseerei und des Kuhstalls zuweilen mehr bemerklich, als man wünschen könnte, während sich bei Schefer alle Wohlgerüche, alle narctischen Essenzen des Orients concentriren; aber dort wird die Seele erfrischt und gestärkt, hier hinterläßt der Opiumrausch üble Nachwirkungen. J. S.

Ein Stück alte Leinwand.

Die Tapete von Sitten. Ein Beitrag zur Geschichte der Xylographie von Dr. Ferdinand Keller. (Mitth. d. antiquar. Gesellschaft zu Zürich, B. 9. S. 6.) Zürich 1857. —

Die Bildung jeder Zeit gibt nicht nur neue Gesichtspunkte für Beurtheilung der Vergangenheit, sondern sie eröffnet dem Gelehrten auch den Zugang zu ganz neuen Seiten des alten Lebens. In der Periode Lessings, Winkelmanns, des jungen Goethe, war die Alterthumswissenschaft fast ausschließlich auf das Verständniß der Poesie und bildenden Kunst gerichtet. Durch die französische Revolution und den Sturz des deutschen Reiches wurde die Verfassung der Staaten und ihre Gesetzgebung für jedermann eine Sache ernstest Nachdenkens. Damals kam in unsere historische Schule der große Sinn, in welchem Niebuhr, Savigny und ihre Zeitgenossen die Geschichte der Staaten, ihrer Verfassung und ihres Rechtes schrieben. Die romantische Bildung hat uns nicht nur die neue Wissenschaft des deutschen Alterthums, sondern auch ein tiefsinnigeres Erfassen des antiken Glaubens und Gemüthes gebracht. In der Gegenwart haben unsere socialen Fragen auch ein neues Interesse an den gesellschaftlichen Zuständen des Alterthums ausgebildet, an Production und Consumption, Handel, Gewerbe und Münzwesen, an dem politischen und sittlichen Verhältniß zwischen Arbeitgeber und Arbeiter. Und der deutsche Gelehrte, welcher berufen ist, uns jetzt die Auflösung der römischen Welt in die deutsche zu erzählen, wird mit größerer Detailkenntniß als Gibbon die allmälige Barbarrisirung des Römerreiches nicht nur aus den politischen Schäden des Staates, sondern ebenso sehr aus den socialen Krankheiten jener Jahrhunderte herzuleiten wissen. Auffallender noch erscheint die Einwirkung moderner Zustände auf unsere Anschauung des Alterthums, wenn man die Arbeiten einzelner Gelehrten ansieht. Daß ein preussischer Offizier veranlaßt wurde, nach der Schweiz